



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Januskopf

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bewahrte sie vor Irrwegen. Auf diese Weise konnte die Unart, an der wir so lange krankten — verräucherte Galeriebilder nachzuahmen, die ursprünglich auch einmal frisch waren —, in England nie Wurzel fassen. Der ganze Krieg zwischen Asphalt und Kremsjerweiß, der auf unsern letzten Ausstellungen tobte, brauchte in England nicht geführt zu werden. Die ganze gesunde, klare Entwicklung der englischen Malerei kann uns Deutsche, die wir uns fast ein Jahrhundert lang am Gängelband einer falschen Ästhetik haben führen lassen, überhaupt nur wehmütig berühren. Seitdem es eine englische Malerei giebt, war sie die unbefangenste, natürlichste, nationalste und technisch am malerischsten entwickelte von allen. Den Hauptvorsprung erhielt sie schon dadurch, daß der aller Kunst die Lebensadern unterbindende Klassizismus, der sich durch Winkelmanns Einfluß am Schlusse des vorigen Jahrhunderts durch ganz Europa verbreitete, in England fast keinen Boden fand. Schon um die Wende dieses Jahrhunderts, als die „große“ Malerei überall die technische Tradition verloren hatte, hat England „Maler“ im eigentlichsten Sinne besessen. Und zu derselben Zeit, wo die Landschaftsmalerei des übrigen Europas nur schemenhafte, kraft- und saftlose Claude Lorrains fabrizirte, kehrte in England ein Landschaftler zur ewig jungfräulichen Natur zurück — es dauerte Jahrzehnte, bis die Nachbarn folgten. Zur Bestätigung dessen braucht man nur einen Blick in die National Gallery zu werfen.

(Schluß folgt)



Ein Januskopf



Freunde Döllingers haben ein Bändchen Briefe und Erklärungen herausgegeben, in denen der Verewigte das Verharren bei seinem Widerspruch gegen das Vatikanum begründet.*) Den Anfang machen einige der Kundgebungen, die schon 1869 und 1870 in der Allgemeinen Zeitung und anderwärts veröffentlicht worden sind. Vor viertehalb Jahrhunderten hielten neun Zehntel aller Deutschen den Papst für den Antichrist, und vor zwanzig Jahren strengten sich einige Theologen vergebens an, vierundzwanzig Millionen deutsch redender Katholiken davon zu überzeugen, daß der Papst nicht unfehlbar sei, die großen protestantischen

*) Briefe und Erklärungen von F. v. Döllinger über die Vatikanischen Dekrete 1869 bis 1887. München, C. F. Beck, 1890.

Zeitungen aber druckten deren Beweisführungen als Aktenstücke von weltgeschichtlicher Bedeutung ab. Gewiß eine starke Krümmung der den Fortschritt der Menschheit sinnbildenden Linie, die ja, wie einige Geschichtsphilosophen behaupten, eine Spirale sein soll! Es hieße den Lesern der Grenzboten Brechpulver eingeben, wollten wir die in dem Büchlein enthaltenen Widerlegungen des Unfehlbarkeitsdogmas nochmals wiederkäuen. Wenn wir die Aufmerksamkeit darauf lenken und es sogar zu lesen empfehlen, mit Überschlagung der dogmatisch-kirchengeschichtlichen Beweise, so geschieht es der interessanten Persönlichkeit Döllingers wegen, die uns ein psychologisches Rätsel zu lösen aufgibt. Döllinger war in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens unzweifelhaft Protestant, und es ist fast unbegreiflich, wie er sich bei seinem erstaunlichen Scharfsinn und seinem ungeheuern Wissen bis zu seinem Tode für einen Katholiken halten konnte. Unter dem passenden Namen Janus hat er angefangen, dieselbe Kirche mit Erbitterung anzugreifen, der er fünfzig Jahre hindurch so eifrig gedient hatte, und mit seinem Doppelantlitz ist er gestorben. Er hatte jenes Pseudonym für das bekannte Buch gewählt, weil er darin in die Vergangenheit und Zukunft schaut, ohne zu ahnen, daß er von der Zeit ab wirklich ein doppeltes Gesicht zu tragen verurteilt war.

Es handelte sich ja bei ihm gar nicht mehr bloß um den Widerspruch gegen die vatikanischen Dekrete. In dem Kampfe gegen die absolutistische und abergläubische Richtung in der katholischen Kirche, für die er — mit wie viel Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben — die Jesuiten, und die Jesuiten allein verantwortlich machte, hatte er die Kirchengeschichte aufs neue zu durchforschen unternommen, zu einem Zwecke, der jenem gerade entgegengesetzt war, für den er fünfundzwanzig Jahre vorher sein Werk über die Reformation verfaßt hatte. Was er suchte, das fand er, und in reichlicherem Maße, als ihm lieb sein mochte. Er fand ein System von Fälschungen zu hierarchischen Zwecken, das bis in die ersten Jahrhunderte der Kirche hinaufreicht, und er fand, daß das Papsttum im ganzen mehr Unheil als Gutes gestiftet, namentlich aber vom dreizehnten Jahrhundert ab gleich einer Pest die Christenheit in religiöser, sittlicher, wirtschaftlicher und politischer Beziehung verheert habe. Und als er von den kirchlichen Autoritäten zur Unterwerfung aufgefordert wurde, da verweigerte er den Gehorsam mit Berufung auf seine wissenschaftlich begründete Überzeugung. Wenn wir nicht auf konfessionellem Gebiet eine unheilbare Sprachverwirrung anrichten wollen, so müssen wir einen Mann, der den Papst für die Geißel der Christenheit hält und der die eigne Überzeugung über die kirchliche Autorität stellt, einen guten Protestanten, einen großen Fachgelehrten aber von durchdringender Geistesstärke, der das nicht zugiebt, ein psychologisches Rätsel nennen.

Als er Anfang 1871 von seinem Ordinariat zu einer entscheidenden Erklärung aufgefordert wurde, bat er mehreremal um Aufschub und ersuchte dann

schließlich am 28. März den Erzbischof von Scherr, ihm Gelegenheit zu geben, seinen Widerspruch gegen die neuen Dogmen in einer Konferenz zu begründen, sei es mit den deutschen Bischöfen, die sich gerade zu einer Beratung in Fulda anschieden, sei es mit einer vom Erzbischof zu ernennenden Kommission. Als ob es sich damals noch um eine Disputation über den zum Überdruß durchgesprochenen Gegenstand und nicht vielmehr um die Frage gehandelt hätte, ob der deutsche Katholik das ihm widerwärtige Dogma hinunterwürgen oder sich durch dessen Ablehnung vom Papste lossagen wollte! Die Bischöfe hatten samt der Masse der Katholiken das erstere gewählt, und damit war die Sache für Deutschland entschieden. Zu optiren, nicht zu disputiren hatten jene Männer, die sich geteilt, man darf bei manchen wohl sagen zerrissenen Herzens auf der Grenze zwischen den zwei Konfessionen hilflos und ratlos nach Rettung aus einer unhaltbaren Lage umsehen. Döllinger wiederholt dasselbe Ansinnen noch einmal am 1. März 1887 in einem Schreiben an den Erzbischof von Steichele. Er beruft sich auf die kirchliche Praxis der frühern Jahrhunderte. Noch im zwölften Jahrhundert sei ein solches Verfahren bei Abälard und andern beobachtet worden; „aber im dreizehnten errichteten die Päpste die Glaubensgerichte mit geheimer Prozedur, schrieben Tortur, carcer durus, qualvolle Hinrichtung als Bekehrungsmittel vor, befahlen, daß schon auf bloßen Verdacht hin Folterung eintreten solle.“ Es ist gewiß sehr unbequem für katholische Kirchenfürsten unsrer Zeit, sich diese Dinge öffentlich sagen lassen zu müssen, die sie ja nicht in Abrede stellen können; allein zur Änderung ihrer Praxis kann es sie nicht bewegen, denn diese Praxis stützt sich auf eine anderthalbtausendjährige Erfahrung. Anfänglich bildeten sich die kirchlichen Obern in allem Ernste ein, was sie, die von Gott erleuchteten, für wahr hielten, das müßten auch alle andern als wahr erkennen, daher müßten die Widersprechenden zunächst belehrt werden, und erst wenn die Disputation nicht zum Ziele führe, sei böser Wille vorauszusetzen. Als aber dann die Erfahrung lehrte, daß Belehrungen und Disputationen niemals zusammen-, sondern nur immer weiter auseinanderführen, da verwarfen sie dieses Einigungsmittel als zweckwidrig und stellten den vollkommen richtigen Grundsatz auf, Ketzer seien nicht durch Disputiren zu überzeugen. Daraus folgerten sie nun — von ihrem Standpunkte aus ebenfalls richtig —, es sei Pflicht, sie durch körperliche Qualen zur Abschwörung ihrer Irrtümer zu bewegen und so ihre Seelen zu retten. Und nachdem die moderne Gesetzgebung dieser Art von Seelenrettung glücklicherweise ein Ende gemacht hat, erachten sie sich wenigstens für verpflichtet, die „faulen“ Glieder vom Leibe der Kirche abzuschneiden, um die „gesunden“ vor Ansteckung zu bewahren. Nun kannte niemand besser als Döllinger den Weg, auf dem die Kirche zu dieser Praxis gekommen war; er spricht aber diesen Einwurf, den er sich ohne Zweifel innerlich selbst machte, in dem zuletzt erwähnten Schreiben nicht aus, sondern sucht ihn durch folgende

Widerlegung an der Schwelle abzuweisen: „Es handelt sich ja nicht um Glaubensmysterien, wie Trinität und Inkarnation, über welche man freilich erfolglos bis zum jüngsten Tage disputiren kann. Wir stehen hier auf dem festen Boden der Geschichte, der Zeugnisse, der Thatfachen. Dies sind Dinge, welche sich so aufhellen und erläutern lassen, daß jeder gut erzogene und unterrichtete Mann sich ein eignes Urtheil über Recht oder Unrecht der einen oder andern Seite bilden kann, auch ohne theologische Studien gemacht zu haben.“ Als ob sich bei den Streitigkeiten über die Glaubensgeheimnisse nicht ebenfalls um historische Thatfachen gehandelt hätte, nämlich darum, ob die Sätze, in denen die Kirche sie ausspricht, dem Wortlaut der Bibel entsprechen oder nicht! Und als ob es irgend eine historische Thatfache von Bedeutung in der Welt gäbe, über die sich die Gelehrten und die — Interessenten zu einigen vermöchten! Von dem Augenblick an, wo der auf Thatfachen gestützte Nachweis eines Rechtsanspruches alle Beteiligten überzeugt, giebt es weder Kriege noch Zivilprozesse mehr, sondern nur noch Schiedsgerichte.

Die gläubigen Katholiken sind Positivisten; alles Wissen hat ihrer Ansicht nach nur in soweit Wert, als es einem praktischen Zwecke dient. Höchster Lebenszweck ist ihnen die Sicherung der ewigen Seligkeit, und dieser Hauptzweck wird durch die Trennung von der Kirche gefährdet. Daher lassen sie sich auf die Prüfung solcher wissenschaftlichen Beweise, die von der Kirche abzuführen geeignet erscheinen, gar nicht ein. Thun sie es dennoch einmal, so geschieht es mit dem Vorbehalt, jede Beweisführung für falsch zu halten, die für die kirchliche Autorität ungünstig ausfällt, auch wenn der Fehler, der notwendigerweise darin stecken müsse, nicht herauszufinden sei. Die Frauen gar — und man weiß ja, wie mächtig die im kirchlichen Leben sind, hat es doch Windthorst erst dieser Tage wieder einmal gesagt — die behandeln alle Vernunftgründe gegen kirchliche Lehren einfach als Luft, und das unermessliche Wissen eines Döllinger kommt für sie höchstens als erschwerender Umstand in Betracht. Er müsse doch wissen, schreibt eine hochgestellte Dame am 15. Februar 1880 an Döllinger, „daß, wenn ein so reichbegnadeter, hochbegabter und hellerleuchteter Priester sich gegen die Autorität der Kirche auflehnt und im Ungehorsam gegen dieselbe stirbt, er eine viel schrecklichere Strafe in der Ewigkeit zu erwarten hat, als andre, die weniger Erkenntnis, weniger Gnaden und daher geringere Verantwortung hatten. Es erfaßt mich wahrhaftes Grauen und ein ganz unsagbares Mitleid, wenn ich an die entsetzliche Zukunft denke, welcher Sie unfehlbar entgegengehen, wenn u. s. w.“ Es war wirklich recht überflüssig, daß Döllinger auch in der Antwort an diese Dame noch seine alte Beweisführung wiederholte. Mehr als weiblich, geradezu kindlich klingt es, wenn der Nuntius Ruffo Scilla in einem Schreiben vom 1. Oktober 1887 die Hoffnung ausspricht, die allerseeligste Jungfrau vom Rosenkranze und der Schutzengel würden dem „erlauchten Doktor“ eingeben,

der Kirche beim Jubiläum des heiligen Vaters eine Freude zu machen, und wenn er für diesen Fall seine Dienste zur Verfügung stellt. Döllinger antwortet diesmal mit auffälliger Schärfe. Die Kirchenzucht sei in Deutschland so lax, daß er, wenn er gewollt hätte, ohne Furcht vor Strafe zahlreiche Übelthaten hätte begehen können; aber als er sich geweigert habe, seinen alten Glauben zu verleugnen und sich den neuen Dogmen zu unterwerfen, da sei das als ein unerhörtes Verbrechen mit dem Bann bestraft worden, der nach kirchlicher Anschauung die Todesstrafe an Schwere übertreffe. Und so sehr sei das Volk gegen ihn aufgehetzt worden, „daß der Polizeipräsident mich benachrichtigen ließ, es seien Attentate gegen meine Person im Werke, und ich würde gut daran thun, nicht ohne Begleitung auszugehen.“ Wollte er jetzt sein ganzes langes Leben verleugnen, so würde die ganze Welt sagen, daß er entweder aus Altersschwäche kindisch geworden sei, oder daß er jetzt lüge, oder daß er früher gelogen habe. Der Nuntius erwidert darauf dem „sehr erlauchten Professor,“ seine Vereinsamung müsse ihm doch klar machen, daß er Unrecht habe; die Masse der Gläubigen werde bei seiner Bekehrung nichts als Freude empfinden, und was einige Schafköpfe (imbéciles) sagten, daraus brauche er sich nichts zu machen, die werde man sofort zur Ordnung verweisen. In demselben Sinne, wenn auch natürlich in ganz anderm Tone wie die Dame und der Italiener, wendet sich sogar der gute Hefele 1886 noch einmal an seinen alten Freund. In dieser Macht der katholischen Kirche über die Gemüter derer, die ihr einmal aufrichtig angehört haben, liegt möglicherweise die Lösung des psychologischen Rätsels, das Döllinger der denkenden Welt aufgegeben hat. Durch erheuchelte Unterwerfung dem Übel der äußern Trennung von dieser Kirche zu entgehen, das gestattete sein Gelehrtengewissen nicht, das bei ihm stärker war als der kirchliche Sinn. Mit Entrüstung weist er die wiederholt verbreitete fromme Verleumdung zurück, er habe sich unterworfen. „Ich werde mein Alter nicht mit einer Lüge vor Gott und den Menschen entehren, dessen können Sie gewiß sein,“ schreibt er 1878 an einen Altkatholiken in Dortmund. Aber an jene unsichtbare Kirche, die er als Ideal in seinem Herzen, vielleicht würden wir richtiger sagen in seinem Kopfe trug, klammerte er sich bis zum letzten Atemzuge mit allen Fasern seiner Seele an; obwohl er dreißig Jahre früher an jedem andern den Versuch, nach Hussens und Wicklifs Weise die wirkliche Kirche vom Standpunkte der Idealkirche aus zu bekämpfen, als eine schon vor vierhundert Jahren durch Wissenschaft und Leben widerlegte Thorheit mit heißendem Spott gezeißelt haben würde.

Wie die übrigen Dinge dieser Welt, so steht auch die römische Kirche nicht auf einem einzelnen „Prinzip.“ Führt man irgendwo ein einzelnes Prinzip mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durch, so kommt allemal ein Widerspruch heraus; so ist es der katholischen Kirche 1870 mit ihrem Autoritätsprinzip ergangen, und darum sahen sich damals diejenigen ihrer Söhne zum Ausscheiden ge-

zwungen, in denen die Logik stärker war als der kirchliche Sinn. Trotzdem läßt es sich heute noch nicht entscheiden, ob jener Schlag ins Gesicht der modernen Wissenschaft und Denkweise eine große Dummheit oder ein Alt vorsehender Weisheit gewesen ist. Pius IX. soll ein beschränkter Kopf gewesen sein, und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt oft in Einfalt ein kindlich Gemüt. Wenn sich der liberale Katholizismus in Deutschland, England und Frankreich, ungehindert durch Kurie und Jesuiten, still und stetig weiter entwickelt hätte, wer weiß, ob nicht eines schönen Morgens Millionen gebildeter Katholiken als Protestanten aufgewacht wären. Dieser friedlichen Protestantisierung einen Niegel vorgeschoben zu haben, ist — vom katholischen Standpunkt aus gesprochen — das Verdienst des bigotten Pius. Vielleicht hat er durch seine Encykliken und Dekrete den Besitzstand des Katholizismus auf weitere Jahrhunderte gesichert, vielleicht auch damit einen gefährlichen Sprengstoff hineingelegt. Wer kann in die Zukunft sehen?



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bismarck kein Musikgelehrter. Was der deutsche und vor allem der norddeutsche Schreibepöbel seit dem Rücktritt Bismarcks geleistet, wie viel er dazu beigetragen hat, bei Partikularisten aller Schattirungen, bei Ultramontanen, Franzosen, Slaven, Dänen u. s. w. den Glauben zu erzeugen, daß nun ihr Weizen wieder blühen werde, da gerade in Preußen Undankbarkeit und politischer Unverstand sich groß genug erweisen, um persönlichem und Parteihass das laute Wort zu gestatten, das wird uns lange im Gedächtnis bleiben. Thun doch die Wackern, die sich wie unnütze Buben hinter dem Rücken des Schulmeisters benehmen, das Schrige, um das Gefühl der Beschämung nicht zur Ruhe kommen zu lassen, wie sie denn die alberne Legende vom Hausmeiertum in neuem Anspuß wieder vorbringen. Aber der deutsche Philister ist auch damit nicht zufrieden. Bismarck hat einen Komponisten populärer Weisen zu irgend einem Gedenktage beglückwünscht. Darob ergrimmt einer vom Stande der Musiklehrer, die natürlich auch eine eigne Zeitschrift haben, und läßt in dieser ein Spottgedicht abdrucken, das er ohne Zweifel für sehr witzig hält, und das von freisinnigen Blättern mit Behagen nachgedruckt wird. Ja es war wirklich hohe Zeit, daß das deutsche Reich einen andern Kanzler erhielt, denn der frühere hört zwar (wie jedermann aus seinen Briefen weiß) gern Beethoven, aber für Liszt, Rubinstein u. s. w. scheint er nicht das rechte Verständnis zu haben, und ein solcher Mangel kann durch die untergeordneten Leistungen Bismarcks auf andern Gebieten natürlich nicht aufgewogen werden! Wie sagt doch Beyer in seiner Schrift gegen Georg Brandes? „Welcher französische Kritiker